

FIW-Kolloquium

Zusammenfassungen

1. Eine Organisationstheorie gemeinnütziger Stiftungen (Pascal Goeke)

Gemeinnützige Stiftungen haben vielfältige wissenschaftliche Aufmerksamkeit erfahren. Es gibt Fall- und Best-Practice-Studien, eine betriebswirtschaftlich orientierte Management- und Ratgeberliteratur sowie die Existenz von Stiftungen normativ verteidigende oder kritisch bezweifelnde Literaturen. Das Gros der Beiträge in diesen Forschungsfeldern hält jedoch Distanz zu Gesellschafts- und Organisationstheorien. Der Beitrag versucht die organisationstheoretische Lücke zu schließen und skizziert Stiftungen als relativ ressourcenunabhängige Organisationen, deren besondere Funktion in der Moderne darin besteht, die mit Gaben potenziell verbundenen Machtasymmetrien zu lindern respektive Gelegenheiten für große Gaben zu schaffen. Alle weiteren Auffälligkeiten von Stiftungen, etwa ihre Überheblichkeiten, ihre Legitimierungsstrategien oder ihre Programme, lassen sich als Effekte der Ressourcenunabhängigkeit und ihrer besonderen Funktion begreifen.

2. „Civil-Private Partnership“ als Herausforderung: Organisationstheoretische Probleme einer Kooperation zwischen Unternehmen und Nonprofit-Organisationen (Marcel Pillath)

Globale Veränderungen wirtschaftlicher und gesellschaftspolitischer Rahmenbedingungen haben auch hierzulande zu Irritationen bezüglich traditioneller Arbeitsteilung und langjährig institutionalisierter Kooperationsarrangements zwischen Wirtschaft und Drittem Sektor geführt. Vor allem hat die jüngere Rezeption und Umsetzung von Verantwortungskonzepten der Wirtschaft unter den Begriffen „Corporate Social Responsibility“ und „Corporate Citizenship“ auch etablierte Beziehungen zwischen Unternehmen und Nonprofit-Organisationen (NPOs) unlängst einem Prüfstand unterzogen. In diesem Kontext gelten „Civil-Private Partnerships“ als strategische Handlungsoption zum gegenseitigen Vorteil von Unternehmen und NPOs, die philanthropische bzw. konfliktäre Beziehungen zwischen den Akteuren zunehmend ablöst und in Partnerschaften zur Bündelung und (Re-)Kombination ihrer spezifischen Organisationsressourcen überführt. Die Ablösung von klassischen Kooperationsformen erfolgt dabei unter der Annahme einer Freisetzung zusätzlicher ökonomischer und gesellschaftlicher Wertschöpfungspotenziale. Weitgehend unbeantwortet lässt die internationale Fachdiskussion bislang allerdings, welche charakteristischen Problemfelder mit derartigen Kooperationspartnerschaften verbunden sind und wie diese mit organisationsstrukturellen und -kulturellen Besonderheiten von Unternehmen und NPOs zusammenhängen. Auf Basis organisationstheoretischer Analysen werden daher die Konfliktlinien, Spannungen, Potenziale und Grenzen von Civil-Private Partnerships systematisch rekonstruiert.

3. Sezession und funktionale Differenzierung am Beispiel „The People of Scotland“ (Philipp Rückheim)

Was in der Komödie „Das Leben des Brian“ als überflüssiger Streit um einen Namen erscheint – heißt es „Jüdische Volksfront“ oder „Volksfront von Judäa“ – ist in der Politik eine wichtige Unterscheidung: Was ist das Kollektiv? Im Referendum über die Sezession Schottlands musste das entschieden werden: Nicht

die schottische Diaspora, die allein in Nordamerika 10,6 Mio. Personen umfasst, sollte in dem Referendum abstimmen, sondern die in Schottland lebenden 5,35 Mio. Personen: „The People of Scotland“, „the people who live and work here“ sollten Entscheiden – unabhängig davon, ob sie „Scots“ per Abstammung sind. Doch was war mit dieser räumlichen Abgrenzung eines Kollektivs der Politik impliziert, das über die Gründung eines neuen Staates entscheiden sollte? Im Vortrag wird dieser Frage in drei Schritten nachgegangen: Zuerst werden die Leitprinzipien dieser Sezessionskampagne herausgestellt und anschließend auf Modelle politischer Kollektive (ethnisch/zivil) und Inklusion bezogen (Republik/Demokratie). Der Vortrag schließt mit ersten Überlegungen zur Erklärung, die diese primär über Aufenthaltsort definierte „People of Scotland“ auf den Vorrang funktionaler Differenzierung beziehen.

4. New Representative Claims (Petra Guasti)

In recent years, the study of representation has been enjoying significant revival and transformation leading some authors to coin the term ‘representative turn’ (Näsström 2011, 2015, Urbinati & Warren 2008). The ‘representative turn’ authors go beyond the formalistic notion of representation, apply constructivist approaches and concentrate on the innovative features of representation (Saward 2010, 2016, Disch 2015). In particular, one of the crucial topics is becoming the process of claim-making by new claim makers not legitimized by elections (Montanaro 2015, Mulieri 2013, Dryzek & Niemayer 2008). In CLAIMS we focus on two aspects of the representative turn, first, on established as well as newly emerging claims of representation, their justifications, and frames; and second, on new as well as established claim makers. We define representative claim as a claim to represent an intended constituency by a claim maker (cf. Saward 2010: 38, Saward 2016: 246). Disch (2015) defines claim-making as a three stage process: making a claim; reception of claim; and normative evaluation (judgment) of claim, the focus here is only on the making of a claim. Methodologically, CLAIMS combines Saward’s theoretical approach (2006, 2010, 2016), with representative claim analysis (de Wilde 2013; see alternatively: Severs 2010, 2012, Montanaro 2015), discourse analysis (Dryzek & Berejikian 1993, Dryzek & Gamson 2004, Dryzek & Niemayer 2008) and frame analysis (Benford & Snow 2000, Scheufele 1999, 2000, Chong & Druckman 2007, 2013). In CLAIMS we *discursively deconstruct claims in order to identify variations of justifications and frames used by different claim makers (elected, delegated, and self-appointed representatives)*. This approach allows us to broaden the scope of representation beyond elected representatives and to develop a typology of representative claims by mapping the variation of justification and frames used by different claim makers.

5. Two Perspectives on the Relevance of Immigrant’s Rights to Participate (Luicy Pedroza)

The right to vote has always been the central privilege of citizenship. Its extension to resident migrants holds a promise of democratizing citizenship by bringing it closer to principles with deep roots in liberal and republican traditions, and further away from particularistic understandings that reduce citizenship to nationality. In my participation at the *FIW Kolloquiumstag* I will shortly present an article entitled “The Democratic Potential of Enfranchising Resident Migrants” (published in *International Migration* in 2014) in which I discuss the kind of enfranchisement that can realize that potential, approaching a policy-relevant discussion in three steps that combine normative and empirical considerations. This piece looks at the importance of immigrants’ enfranchisement from the perspective of polities where they reside.

After presenting this article, I will move on to take a tripartite and relational perspective between migrants, on one side, and the societies of residence and of origin, on the other two sides. I will present a research project in preparation which builds on that argument, but aims to reach a wholesome perspective on the rights that determine migrant journeys and especially the chances of migrants to belong to different polities in their lifetimes. The central research question of this project is: How do policies define

the chances of immigrants/emigrants becoming/remaining an integral part of their receiving and sending polities? This project aims to study migration policy configurations across American, Asian and European cases, focusing on policies of entry/exit; rights of immigrant residents/emigrants; and, finally, rights of migrants to access/retain citizenship. The project's design combines complementary strengths of quantitative and qualitative methods of analysis to answer the research question in breadth (cross-sectional comparing configurations and their relation to independent variables) and depth (institutional development of policies).

6. Geschenk, Hürde oder Tauschobjekt: Die europäische Visapolitik als doppelter Prozess von Öffnung und Schließung (Lena Laube)

Welche politische Brisanz die europäische Visapolitik haben kann, wurde durch den „Sommer der Migration“ 2015 klar, in dessen Folge die EU darum bemüht war, die Befreiung von der Visapflicht für Türken als gewichtiges Tauschobjekt in den „EU-Türkei-Deal“ einzubringen. Ziel war es dabei, die Türkei dazu zu bewegen, sich als Gatekeeper für die EU gegenüber den Migrationsbewegungen aus dem Mittleren Osten anzudienen. Wie der Beitrag zeigt, ist diese Strategie der europäischen Nachbarschaftspolitik, das bilaterale Schließen von Visabefreiungsabkommen als politischen Tausch zu gestalten, relativ neu (etwa Mitte der 2000er). Durch eine selektive Öffnung sollte die Schließung gegenüber der betreffenden Region erwirkt werden. Dem voraus gingen zwei Phasen, in denen die Visapolitik zunächst als Geschenk (1950er bis 1990) und dann als Hürde (1990er-2000er) eingesetzt wurde. Ich argumentiere, dass sich nur durch diese zeitliche Abfolge ein flexibles Instrument entwickeln konnte, das Öffnung durch Schließung und Schließung durch Öffnung ermöglicht.